

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 14. November 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhme.

(Fortsetzung.)

VII.

Im nächsten Frühjahr wurde Helene von einem Nervenfieber ergriffen, von dem sie sich nur langsam erholte. Gegen den Hochsommer traf ein Schreiben von Pastor Frohwein ein, in welchem er in herzlichen Worten die Bitte aussprach, sie möge seine kleine Trube fünf bis sechs Wochen in eine Thüringische Sommerfrische begleiten und sie dort ein wenig bemuttern. Das Kind habe im Winter den Keuchhusten gehabt und bedürfe einer Luftveränderung. Da Trudchen eine schwärmerische Liebe für ihre Tante Helene hege und täglich von ihr spreche, er auch sonst niemand wisse, dem er seinen Liebling anvertrauen könne, so versteige er sich zu der allerdings unbescheidenen Bitte und erwarte eine zusagende Antwort.

Helene verstand. Die Briefe des Freundes waren während des verfloffenen Jahres die einzigen Lichtblicke ihres öden Daseins gewesen.

Sie begriff sofort, daß Pastor Frohwein ihr mit seinem Anerbieten gleichzeitig eine Sommerfrische zur Vollendung ihrer Rekonvaleszenz zur Verfügung stellte; dankbar nahm sie die Einladung an.

Da sich die Sache offenbar billig stellte, gab Selm sofort seinen Konsens zu der Reise. Er wollte ohnehin ein paar Wochen nach Baden-Baden, und das Haus wurde unterdessen von einer leidlich zuverlässigen Magd behütet.

Es war Helene ganz sonderbar ums Herz, als sie nach Jahren zum ersten mal wieder in die weite Welt hinausfuhr, ganz ängstlich und befangen. Schließlich war sie froh, als sie zur Stelle war, und sie die lieb vertrauten Gesichter ihres Freundes und der kleinen Trube am Bahnhof gewahrte.

Pastor Frohwein blieb noch zwei Tage in S., dann riefen ihn seine Pflichten wieder zurück in seine Gemeinde.

Helene und das Kind wohnten in einer Privat-Pension, der Villa „Waldestrub“, die etwas abseits vom Ort unmittelbar am Waldestrande lag. Das Haus war zur Zeit voll besetzt von Gästen, die wie eine große Familie miteinander verkehrten. Helene hielt sich in der ersten Zeit fern von den andern und widmete sich nur dem Kind; aber mit der Zeit konnte sie sich doch nicht ganz von dem familiären Kreis der Waldestrubgästen ausschließen.

An der Mittagstafel saß ihr, — zwischen zwei munteren Backfischen, — eine schöne, stattliche Dame gegenüber, die ihr von der Pensionarin als Frau Therese Beyer aus Leipzig vorgestellt wurde.

Frau Beyer betrachtete es als ein höchst romantisches Zufalls-
spiel, daß sie hier in der stillen thüringischen Sommerfrische der
Gattin ihres ehemaligen Heiratskandidaten begegnen mußte. Sie
brannte vor Neugierde, zu erfahren, wie sich die Ehe ihres einstigen
Berehrers gestaltet habe, und beschloß, alles daran zu setzen, um
über diesen Punkt Klarheit zu erlangen.

Dem herzlichen Entgegenkommen der welterfahrenen Frau gelang es bald, Helenens anfängliche Schüchternheit und Zurückhaltung zu überwinden und ihr näher zu treten. Die beiden Frauen fanden sichtlich Gefallen aneinander; seit vielen Jahren hatte Helene sich nicht so eng an jemand geschlossen als an diese Frau Beyer, die sie kaum kannte und die äußerlich und innerlich ihr direktes Gegenheil war. Täglich waren sie zusammen; sie machten mit den Kindern lange Ausflüge. Bisweilen legte Frau Beyer auch wohl ihre Sonde an, indem sie allerhand scheinbar unversängliche Fragen stellte, aber Helene ging nicht auf ihre Intentionen ein, — über ihr häusliches Leben schwieg sie sich beharrlich aus.

„Glücklich ist sie nicht,“ dachte Therese, und in ihre Neugierde mischte sich nachgerade viel Theilnahme für die jedenfalls leidende Frau.

Eines Abends saßen beide Damen noch spät allein in der Veranda. Die Kinder schliefen und die übrigen Pensionäre waren im Kurhaus, wo ein Konzert stattfand und ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Man hörte auch in der Veranda die Musik, nur etwas abgeschwächt durch die Entfernung, und auch das Feuerwerk ließ sich von hier aus beobachten.

Die Luft war weich und still und, — obgleich sich der Mond hinter dunstgrauem Gewölk verkrochen hatte, — von einer durchsichtigen Helle, die jeden Gegenstand deutlich erkennen ließ. Es war eine jener wunderbaren deutschen Sommernächte, deren Zauber Eichendorff in seinen Liedern besingt, die Sehnsucht und Wehmuth in der Menschenbrust erwecken, in denen jeder triviale Gedanke verschwindet und einer süßen Friedensempfindung Platz macht.

Vielleicht war es die weiche Sommernachtsstimmung, die Helenens Lippen plötzlich löste. Das Herz war ihr so voll und schwer; es verschaffte ihr ordentlich Erleichterung, daß sie sich einmal aussprechen konnte. Und sie erzählte der theilnahmsvoll lauschenden Zuhörerin alles, alles; die traurige Geschichte ihrer Enttäuschungen, ihrer friedelosen, liebeleeren Ehe, und die Lücken, die ihre Erzählung ließ, ergänzte Frau Beyer sich mit der ihr eignen scharfsinnigen Kombinationsgabe selber.

„Mein Gott! Mein Gott!“ Frau Therese schlug die Hände zusammen. „Das ist ja furchtbar, entsetzlich! In sechs Jahren 87 000 Mark zu verputzen, — und Sie wissen ja nicht mal, ob auch schon die Hinterlassenschaft Ihres Vaters — — Nein, so etwas! Und daß Sie sich das alles so gefallen ließen, daß Sie ihm alles

so hingaben — — Hilf Himmel! Mein! Daß es in unserem modernen Zeitalter überhaupt noch so gute, vertrauensvolle — —

„Dumme, einfältige, unvorsichtige Menschen giebt,“ ergänzte Helene. „Sagen Sie es ruhig, — es sind unsere richtigen Prädikate.“

„Nein, nein, nein! So etwas! Und hören Sie, das mit dem Testament, das ist schon mehr wie 'ne Gemeinheit, das ist eine Infamie. Sie Aermste! Was haben Sie durchgemacht. Für Sie giebt's überhaupt nur eine Rettung: Sie müssen sich scheiden lassen.“

„Scheiden? O Gott, — nein!“ sagte Helene erschrocken. Dazu wurzelte sie zu tief im Althergebrachten, im Glauben an die Heiligkeit der Ehe. Sich scheiden lassen dünkte sie frivol; das hätte der Vater nie gebilligt.

„Nicht? Nun, dann müssen Sie auf Gütertrennung klagen, das ist das Richtige. Auf Gütertrennung wegen Verschwendung, das setzen Sie mit Leichtigkeit durch. Vielleicht retten Sie noch etwas von Ihrem Vermögen. Und dann sind Sie Herr über das Geld und können wenigstens das letzte festhalten. Sonst werden Sie noch ganz arm. Einen Spieler zum Mann haben ist das Schlimmste, was es auf der Welt für eine Frau giebt. Der bringt Sie noch vom Bett aufs Stroh, der verspielt Ihnen das Dach überm Kopf und das Hemd vom Leib, geben Sie acht, wenn Sie da nicht bald tabula rasa machen.“

„Ja, wenn ich so resolut und energisch wäre wie Sie, liebe Frau Beyer“, sagte Helene seufzend. „Aber zu so was fehlt mir die Kraft. Ich bin zu müde geworden in dem täglichen aufreibenden Kampf mit den großen und kleinlichen Widerwärtigkeiten des Lebens. Es ist schon besser, ich lasse alles über mich ergehen und stelle mein Geschick Gott anheim.“

„Na, erlauben Sie! Wenn Sie diesen resignirten Standpunkt einnehmen, ist Ihnen freilich nicht zu helfen. — —“ Therese schwieg und trommelte nachdenklich mit den Fingerspitzen ihrer rechten Hand auf die Tischplatte. Nach einer Weile fragte sie un- vermittelt: „Herr Pastor Frohwein ist ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein!“ Helene erröthete und stockend setzte sie Frau Beyer die Art ihrer Bekanntschaft auseinander, daß er sich einst um sie beworben, und sie ihm an demselben Tag, wo sie Selms Antrag annahm, einen Korb gegeben habe. Ihre Mittheilung endete mit einer begeisterten Lobrede auf die Treue und Selbstlosigkeit des Freundes, den ihr Vater zu ihrem Beistand ausersehen hatte.

„Ja, das ist oftmals so,“ sagte Frau Beyer. „An den Rosen, die uns blühen, gehen wir achlos vorüber und greifen mit beiden Händen in die Messeln. Eigentlich müßte man unserm Herrgott böse sein, daß er nicht ein bißchen sanfte Gewalt anwendet, wenn wir solche Geschehen beginnen. Ich meine, Sie könnten wegen der Gütertrennung mal mit Pastor Frohwein sprechen. Ich rathe Ihnen entschieden dazu. Ihr Mann hat ja auch sein sogenanntes Recht auf gerichtlichem Wege geltend gemacht, er kann es Ihnen unmöglich verübeln, wenn Sie Ihrerseits auch Ihre Interessen wahren. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Helene nickte. Die Sache leuchtete ihr ein. „Ich werde einmal mit Frohwein darüber reden.“

„Wenn Ihr Mann vernünftig ist, kann er es Ihnen nur danken,“ fuhr Therese fort. „Ich an Ihrer Stelle wüßte wohl, was ich thäte. Unmöglich können Sie den Mann lieben und achten. Solche Ehe ist meiner Ansicht nach gar keine Ehe, wenigstens keine moralische Ehe. Ich würde meine Sachen packen und meiner Wege gehen. Und wenn ich mir mein bißchen Brot sauer verdienen müßte, ich wäre dann doch moralisch frei und könnte mir mein Leben einrichten, wie ich wollte. Aber das sind Ansichten. Das muß jeder machen, wie er es für richtig befindet. Hoffentlich sind Sie mir nicht böse, daß ich so frei von der Leber wegrede; ich meine es wirklich gut mit Ihnen!“

„Das weiß ich,“ erwiderte Helene herzlich, „und ich fühle auch, daß Sie recht haben; aber niemand kann für seine Individualität; diese Tragik hängt jedem an. Das mit der Gütertrennung will ich mir übrigens überlegen.“ —

Therese Beyer war keine fromme Frau. In die Kirche ging sie nur an hohen Feiertagen und von ihrem Katechismus waren nur die zehn Gebote, wie Moses sie einst empfangen, in ihrem Gedächtniß haften geblieben, ohne die lutheranischen Erklärungen. Wie sie sich aber diesen Abend auskleidete und dabei die Unterredung mit Helene an sich vorüberziehen ließ, geschah es plötzlich, daß die weiche Welle einer andächtigen Regung über ihre Seele flutete. Fast unbewußt legte sie die Hände in einander und in aller Einfalt quoll aus ihres Herzens Tiefe ein Gebet empor: „Lieber Gott, ich danke Dir, daß Du mich und meine Lieblinge in Gnaden vor solchem Schicksal behütet hast. . . .“

„So wäre es mir freilich nicht ergangen,“ setzte sie in Gedanken sehr energisch hinzu, „so nicht! Ich hätte dem lackirten Schuhpußer schon Aufsitzen lehren wollen, denn so etwas — — so etwas — das ist schon mehr, als die Polizei erlaubt. Mir wäre es nicht passiert! — —“ Mit dem Gedanken schloß sie ein.

Theresens Mitleid mit der bedauernswerthen Frau nahm von nun an immer mehr die Gestalt einer wirklichen herzlichen Zuneigung an. Helene merkte wohl, wie lieb Frau Beyer zu ihr war, und um der guten Absicht willen ließ sie es auch geschehen, daß ihre neue Freundin sie allmählich immer mehr in einen größeren Verkehrskreis zog.

Unter den Waldruphensionären waren mehrere hervorragende musikalische Kräfte: Ein berühmter Violinist, eine bekannte Konzertsängerin und ein junger Cellist, dessen Name in musikalischen Kreisen schon viel genannt wurde. Eines Mittags sprach man bei Tisch von einem Unglücksfall, der sich am verfloffenen Tage zugefallen hatte. Der einzige Sohn einer armen Witwe war beim Holzsägen von einem Baum erschlagen; im Ort veranstaltete man Sammlungen für die ihrer einzigen Stütze beraubte Mutter.

„Schade, daß wir keine Pianistin haben, sonst könnten wir ein Konzert zum Besten der Frau geben“, bemerkte der Violinist.

„Die haben Sie ja in nächster Nähe,“ rief Frau Beyer lachend. „Frau von Selm spielt wundervoll, leider stellt sie ihr Nicht untern Scheffel und läßt sich nur hören, wenn alles im Hause ausgeflogen ist.“

„Sie — gnädige Frau?! Und das erfahren wir heute erst?“ Aller Augen richteten sich verwundert auf Helene. „Würden Sie wirklich die Güte haben — —“

„Wenn Ihnen meine Leistungen genügen, stelle ich mich Ihnen gern zur Verfügung,“ erwiderte Helene lächelnd. Herr Elchert, der berühmte Violinist, saß neben Helene und während der Unterhaltung, die sich nun entspann, stellte es sich heraus, daß sie in Leipzig eine ganze Anzahl gemeinsamer musikalischer Bekannte hatten; Helenens Lieblingslehrer vom Konservatorium war ein Onkel von Herrn Elchert.

Gleich nach Tisch wurde ein kleines provisorisches Programm zusammengestellt und eine Probe veranstaltet. Helene spielte einige Chopinsche Sachen, dann begleiteten Herr Elchert und der Cellist sie; darauf trug die Sängerin ein paar Lieder vor, und zum Schluß gab Hans Elchert einige seiner Glanznummern zum Besten. Helenens Spiel erregte allgemeine Bewunderung; auch auf dem Konzert, das wenige Tage später stattfand, ernteten ihre Vorträge besonders lebhaften und anhaltenden Beifall, so daß sie noch zwei nicht im Programm vorgesehene Nummern zugeben mußte.

Ohne ihr Zuthun war sie plötzlich der Mittelpunkt im geselligen Verkehr der „Waldrupgäste“ geworden.

Neu und fremd war ihr diese Beachtung ihrer Person, so fremd, daß sie sich anfangs beinahe bedrückt und beschämt davon

fühlte. Sie hatte in den einsamen Jahren ihrer Ehe ganz die Sicherheit des Auftretens, die Freiheit der Bewegung verloren. Es war ihr etwas so Ungewohntes, sich, die an ihrem Wohnort so Bekannte, Misgastete, Gedrückte, Uebersehene, aus ihrer bescheidenen Zurückhaltung heraus plötzlich in den Vordergrund gedrängt zu sehen, daß ihr manchmal ganz traumhaft zu Muth war. In der linden Atmosphäre, die sie hier umwehte, unter dem Einfluß der stürmischen Zärtlichkeit, mit der klein Trude ihr zugehan war, im täglichen anregenden Umgang mit sympathischen, ihr wohlgesinnten Menschen löste sich allmählich die starre Bitterkeit, die in den letzten Jahren ihr Herz umkrustete, ihre Schwermuth verflüchtigte sich allgemach und machte wiederkehrendem Lebensmuth und wiedererwachender Lebensfreude Platz. Sie begann wieder zu leben, wie Frau Beyer befriedigt konstatarie. Selbst ihr Aeußeres nahm theil an ihrer inneren Umwandlung; ihre Haltung wurde elastischer, ihre Augen klarer, ein heiteres Lächeln verjüngte und verschönte zuweilen ihre Züge.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel da eines Tages eine Hiobspost in das freundliche Sommeridyll ihrer körperlichen und seelischen Genesung: ein Brief aus K., die Adresse von ungeübter Hand geschrieben.

Helene ahnte sofort Unheil; zitternd erbrach sie das Schreiben und überflog den Inhalt.

„Hochgeehrte Frau Baronin! Verzeihen gütigst wenn ich meine, es wäre besser Frau Baronin kämen bald wieder. Vorige Woche ist der Herr zurück, sieht sehr elend aus, wird auch viel in der Stadt geschwätzt, was ich nicht wieder sagen mag, weil da viel gelogen wird und ich nix mit dem Gericht zu thun haben mag. Die von nebenan thun, als ob das Haus sie gehören thät. Die Olle kramt in alle Kiste und Kasten, Fräulein Laura schimpft über unsere Federbetten und Fräulein Dora refekt sich jeden Mittag zwei Stunden, manchmal auch drei auf die samtige Scheselonge in unserm Salon mit die schmutzige Schuh. Bitte von diesen Brief nix den Herrn sagen. Ihre ergebene Töle Domeyer.“

Helene reichte Frau Beyer, die mit ihr am Frühstückstisch saß, den Brief. „Von meinem Dienstmädchen. Lesen Sie, bitte,“ „Ich entnehme aus dem Inhalt nur soviel, daß ich heim muß, je eher, je lieber. Sicher ist wieder etwas nicht in Ordnung.“

„Das schwant mir auch beinahe,“ sagte Frau Beyer ernst, nachdem sie den Brief gelesen. „Das Mädchen handelt offenbar in bester Absicht, indem es Sie heimzukommen bittet, und, so leid es mir thut, Sie hier entbehren zu müssen, kann ich Ihnen auch nur rathen, unverzüglich heimzufahren. Sie würden hier doch keine Ruhe länger haben.“

Während Therese auf Helenens Bitte eine Depesche an Frohwein aufgab, begann diese bereits ihre Sachen zu packen. Eine peinigende nervöse Unruhe erfüllte sie. Was mochte vorgefallen sein? Was bedeutete die Anspielung des Mädchens auf das Deutegeschwätz? Hundert Fragen durchschwirrten ihren Kopf, ohne daß sie eine zu beantworten wußte; gerade die quälende Ungewißheit war schlimmer als alles andere.

Gegen Abend kam Frohwein, um Trude zu holen, und mit dem Nachtzug reiste Helene ab.

VIII.

Als Helene ihren Mann sah, wußte sie sofort, daß ihre Ahnung sich bestätigte. Eine auffallende Veränderung war mit ihm vorgegangen. Zum erstenmal, seitdem Helene ihn kannte, hatte er die Verjüngungsprozedur am Toilettetisch für überflüssig gehalten. Staunend bemerkte sie, wie viel das ausmachte. Ungeschminkt und mit ungesährbtem Bart sah er häßlich und greisenhaft verfallen aus. Aber nicht das allein konnte ihn so furchtbar verändern. Mit dem beinahe weißen Bart, den eingesunkenen Schläfen, den tief liegenden düster brennenden Augen, um die breite, schwarze Ränder lagen, und der eigenthümlich braungelben Gesichtsfarbe machte er einen beinahe unheimlichen Eindruck.

Trotzdem Helene ihre Ankunft telegraphisch angemeldet, hatte er sie nicht vom Bahnhof geholt. Nun saßen sie einander gegenüber am Kaffeetisch, ohne ein Wort zu sprechen, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Helenens Bemühen, eine Unterhaltung anzubahnen, war vergeblich gewesen. Selm hatte die gefüllte Tasse vor sich geschoben und lehnte mit finster gerunzelter Stirn und verchränkten Armen im Sessel zurück.

Was mag passiert sein? wiederholte Helene in Gedanken mit klopfendem Herzen. Eine rasende, beklemmende Angst schnürte ihr plötzlich die Kehle zusammen, so daß sie keinen Bissen mehr herunterbrachte. Und dennoch kam keine Bitterkeit in ihr. Die letzten Wochen hatten einen wunderbar besänftigenden, heilenden Einfluß auf ihr krankes Gemüth geübt, und zugleich etwas in ihr erweckt und großgezogen, was bis dahin nur ein unbewußtes, traumhaftes Dasein in ihrer Seele führte: Die Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden, die Sehnsucht des Weibes nach der Liebe des Mannes, und da ihrem reinen Frauensinn das Gebot der Pflicht zugleich das höchste und heiligste Gesetz war, hatte sie diese erwachte Sehnsucht naturgemäß dem zugeleitet, dem sie vor Gott einst Treue gelobt hatte: ihrem Gatten.

Ich will ihm alles verzeihen, dachte sie in dem dumpfen Vorgefühl eines kommenden Unglücks, ich will alles vergessen. Kein Vorwurf soll über meine Lippen kommen, keine Klage, wenn er nur einmal, wie damals an Vaters Todtenbett, gut und liebevoll mit mir sprechen wollte. Ich will alles verschmerzen, alle Kränkungen, alles Herzeleid; ich will Noth und Armuth mit ihm tragen, wenn es sein muß, nichts soll mir zu viel sein; arbeiten und entbehren will ich mit ihm, — wenn er jetzt meine Hand nimmt und ein einziges freundliches, herzliches Wort zu mir sagt. — Lieber Gott, nur ein bißchen Liebe, und alles, was ich ihm geopfert, soll tausendfach damit vergolten sein. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Leberle.

Humoreske von A. Trinius.

Im Walde verklang die Jagd.

Das wilde Toben, Schlagen, Pfeifen und Schreien der Treiber verstummte nach und nach; ein letzter Schuß weckte mit scharfem Knall das Echo der Berge, an deren obersten Fichtenwipfeln der verglühende Goldhauch der sinkenden Sonne hing.

Auf einer von drei Seiten umschlossenen Waldwiese hatte man die Strecke gelegt. Es waren nur einige Herren, die der Oberförster Ollendorf für heute eingeladen hatte. Und so blieb das Ergebniß der zwei Treiben ein verhältnißmäßig nur bescheidenes. Im thausendfachen Gras der Wiese sah man friedlich nebeneinander ruhen: einen stattlichen Rehbock, einen Fuchs, zwei Waldhasen und ein Kaninchen.

Ein halbes Duzend stoßbewaffneter, armselig gekleideter Treiber hielten mit einem Waldwart Wache bei der erlegten Jagdbeute. Mit den hastig an den Riemen zerrenden Hunden erschien bald darauf die kleine Jagdgesellschaft. Neben dem Oberförster, einem breitschultrigen, blondbärtigen Manne, hüpfte der Fabrikant Mohr. Seine Bewegungen hatten etwas Nervös-Zappelndes, zuweilen fast Ränguruhhaftes. Er bildete in allen Jagdgesellschaften ein unbewußt komisches Element, wozu seine krampfhaft festgehaltene thüringer Aussprache auch noch ihr Theil beitrug. Der Sanitätsrath Dr. Böhmer wie der Amtsrichter Wendelmuth folgten als Nachhut.

Der Fabrikant Mohr war zuerst bei den geschossenen Thieren angelangt.

„Ne Kapitalbock! Herr Oberförster! Ne Kapitalbock! Frau Gemalin wird sich freien! Wärd sich freien!“ wiederholte er noch einmal. „Hätt'n ja auch können niederknallen . . . grad im Schuß gestanden! . . . aber als ich 'n so heraustraten sah . . . mit das sanfte, freindliche Auge . . . nee, dacht' ich: Mohr! 's eigentlich 'ne Hinterlist unn 'ne Gewaltfache . . . unn da hab' ich 'n au nur freindlich angeblinzelt . . . Da is er denn weggehuppt, um gleich darauf sein schönes Läbn zu verbluten. Hä! Wär mer der Fuchs in die Beine gerathen . . . hähä! Nee, meine Herren, da gab's keinen Pardon, da wär ich Sie unerbittlich gewesen. Nu, ä ander moal!“

Treiber und Waldwart guckten erst die anderen Herren an. Und als sie deren Gesichter vergnüglich lachen sahen ob der Rede des weichherzigen Fabrikanten, da stimmten auch sie in das Lachen ein. —

Ein Karren wurde vorgefahren und das Wild darauf gelegt.

„So, Bartuch,“ sagte der Oberförster. „Weiden Sie daheim den Bod gleich aus und sagen Sie meiner Frau: 'nen schönen Gruß, und sie möchte um acht Uhr die Leber gebraten fertig halten.“

„Ja wohl! Herr Oberförster!“

Waldwart und Treiber verschwanden in dem abendlichen Walde.

Der Oberförster hatte nach der Uhr gesehen.

„Bald sechs,“ sagte er. „Ich denke, meine Herren, wir begießen erst 'mal, ehe wir zum Leberschmause daheim gehen, den Erfolg der heutigen Jagd im Gemeindewirthshause mit ein paar kräftigen Männerschoppen.“

Sanitätsrath und Amtsrichter stimmten zu. Nur der gute Mohr schaukelte mit Pöschütteln den Oberkörper.

„Zhr habt gut lachen!“ meinte er, nach seiner Art das vertrauliche „Zhr“ anschlagend. „Aber ich armer Kerl! Was ich will schieße, kommt mer nich vor's Rohr, und was sich so hinstellt, als wollt's sagen: Dhu mer nichts! bei dem bring' ich's nich über's Härsz! Guckda! Da kommt der Mond! Scheen guten Abend! Da muß ich immer dran denken, als ich noch in Kanada war — da driben —“ er deutete auf einen Jungbuchenwald, als rausche dahinter der Atlantische Ozean — „seht Zhr, Kinder, das war au so'n Abend, justement wie heite, Mond, stiller Abend . . . unn da . . . da habe ich einen Härsch geschossen, den ersten und den letzten wohl in meinem Läben!“

Alles brach in laute Bewunderung aus. Stillvergnügt drückte Herr Mohr die kullerrunden Neuglein halb zu.

„Joa, joa! Denn' Eich schon! Uzen wollt' Zhr mich! Unn doch ist's wahr . . . unn ä Staatskärl war's au! Sinn äben driben doch noch ganz andere soziale Verhältnisse als hier in unserm deitschen Polizeistaat. Ach Gott, ach Gott, ach Gott! Freilich, schwimmen muß mer können, sonst geht mer unter. Nu darben unn entsagen manchmal. Aber dafür geht's vorwärts!“ Er warf einen schwermüthigen Blick zu den Fichtenspitzen des nahen Berges, über denen der Mond still heraufstieg.

Eine lebhafteste Unterhaltung über deutsche und amerikanische Verhältnisse schloß sich an und man war fast am Wirthshause angelangt, als der Oberförster bemerkte:

„Mein lieber Mohr! Es kommt denn doch alles auf Charakter und Erziehung an. Ich würde, an meiner Stelle, nicht 'mal einen Hund nach drüben senden, der sich nicht wüßte in die Verhältnisse zu schicken.“

„Ne Hund?“ Herr Mohr blickte etwas argwöhnisch zu dem Antlitze des Sprechers auf, das aber völlig ernst blieb.

„Ich meine, ein Hund muß angefihts schmähaftester Genüsse darben können, will er sich mit Ruhm in soziale Verhältnisse einfügen. Meiner hat's gelernt!“

Die beiden anderen Herren stießen sich heimlich lachend in die Seite.

„Wacker soll Ihnen drinnen eine glänzende Probe seines Bestandes ablegen,“ sagte der Oberförster. „Es ist mir nicht leicht geworden, ihm diese feinsinnigen Unterschiede in den Lebensführungen von Herr und Hund beizubringen. Jetzt darf ich stolz sein!“

„Da bin ich doch aber neugierig . . . Ei, Gott's Dunner! Der da soll . . . äne Ahnung von sozialen Verhältnissen . . . Zemerck! Das wär ja ä ganz aparter Hund . . . ä Hund . . . nee! nee! Ich sag ja, mer lernt nich aus!“

Die vier Jagdtheilnehmer hatten drinnen in der Gaststube an einem Tisch Platz genommen, und während der Wirth zum Schenkisch schlurzte, um Bier einzufüllen, zog der Oberförster aus seiner Jagdtasche etwas Brot, schnitt ein Stück davon ab und warf es auf die Diele. Etwas entfernt davon legte er auf Papier den Rest einer gar lieblich duftenden Blutwurst.

Herr Mohr verfolgte mit Spannung den Vorgang.

„Hihhi! Versteh schon alles! Dort: obere Zehntausend . . . hier: das Rachechor der Enterbten. Hihhi! Soziale Verhältnisse! Hängen lasse ich mich, wenn der Räter nicht an de Wurst geht.“

Denken Sie an Ihre Familie, lieber Mohr!“ entgegnete ihm feierlich der Oberförster. „Man spielt nicht so leichtsinnig mit seinem Leben!“

„Hihhi! Nu das noch! Hihhi!“

„Die anderen Hunde blieben angeleint. Wacker! So! Nun paß auf!“ Der Oberförster deutete auf die Wurst. Drohend hob sich die Hand. „Herr!“ rief er. Dann zu dem Brote weisend klang es weicher, lodend: „Hund!“ Noch ein strenger, langer Blick, dann erscholl der Befehl: „Friß!“

Wacker hatte bisher unverwandt den Herrn im Auge behalten. Jetzt streifte sein Blick noch einmal die Wurst, ein Seufzer schien sich seiner Schnauze zu entringen, ein stummes Ringen und Entfagen, dann ergriff er das Brot und verschwand damit nach dem Fenster zu.

„Großartig!“ schrie Herr Mohr. „Wenn den Hund der Präsident von Amerika kaufen könnte, Oberförster . . . ich glaub', Du könntst verlangen, was Du wollst!“

In diesem Augenblick schob der Wirth die vier Gläser Bier auf den Tisch.

Da erhob sich der Sanitätsrath.

„In kurzer Zeit werden wir im gemüthlichen Heim unseres verehrten Freundes sitzen und der Duft der gebratenen Leber wird gar verlockend unsere Nasen umspielen. Eine Rede zu halten, will mir jetzt nicht gleich gelingen, aber ich mache den Vorschlag, daß Jeder der Gäste, unseren Gastfreund und sein Haus zu ehren, einmal wieder einen Leberreim steigen läßt.“ Er ergriff sein frischgefülltes Glas und deklamirte:

„Die Leber ist von einem Bod
Und nicht von einem Has',
Dir, Freund im grünen Jägerrod,
Weiß' ich mein erstes Glas!“

„Hoch, hoch, hoch!“ brüllte Herr Mohr. „Sehr scheene! Na denn: ä freindliches Preeftchen!“ Man stieß an, man trank, lachte und trank wieder, Herr Mohr war immer der Erste, der sein geleertes Glas dem geschäftig hin und her trottsenden Wirth hinhielt.

Nun schnellte der Amtsrichter Wendelmuth empor. Er verbeugte sich leicht gegen den Oberförster, taßte sein Glas und sprach:

„Die Leber ist von einem Reh
Und nicht von einem Dachs!
Schwingt drum die Gläser in die Höh':
Das Waidwerk blüh' und wachf!“

Die Gläser klappten an einander. Lebhaft wogte die Unterhaltung. Nur Herr Mohr war still geworden, ganz still. Er hielt zuerst die Hände über dem Bauch gefaltet, dann legte er die Rechte auf die Tischplatte und begann zu standiren. Als ihn sein Nachbar, der Sanitätsrath, einmal scharf anblickte, fuhr er grimmig auf:

„Liebe Freunde: bitte, jetzt keine Störung. Ihr seht doch, ich dicke!“

Endlich glitt ein wonniges Lächeln über sein rundes Gesicht. Er ließ sich das Glas zum siebenten male füllen und erhob sich dann augenzwinkernd:

„Das Leberl is von 'em hibschem Dier,
Geschossen von meinem Freund —
Unn d'rum sinn mer au alle Bier
Heit Abend zum Schmaus vereint!“

„Bravo! Großartig! Selbst übertroffen!“ So umtönte es den lächelnden Dichter.

„Ach, Ihr! Uzt mich nur! Ne Schelm macht's besser wie er kann.“

In angeheiteter Stimmung verließ man das Wirthshaus und nahm die Richtung zur Oberförsterei. Man war einig, daß lange keine Jagd einen solch fidelen und harmonischen Abschluß gefunden hatte. Herr Mohr sang, warf dem Mond Fußhände zu und kam dann wieder auf sein Jagdglück in Kanada zu sprechen.

Und als einmal der Amtsrichter bemerkte, ob er sich nicht täuschte, vielleicht wär's doch wohl ein grauer Bär gewesen, da brauste Herr Mohr in gutmüthigem Zorne mit der heiligsten Versicherung auf, daß er noch niemals einen Bär mit Geweih gesehen habe. Solche Dinger möchten wohl in den Wäldern umherstrolchen, wo seine, des Amtsrichters, Wiege gestanden habe, sein Thier wär ein Hirsch gewesen. „Man muß äben die sozialen Verhältnisse driben kennen,“ schloß er seine geharnischte Bertheidigung, schob seinen Arm in den des Sanitätsrathes und begann mit etwas öliher Stimme die Hymne vom freien Sternenbanner anzustimmen.

Der letzte im Zuge war Wacker. Er ließ die Ohren hängen und schien in seinem armen Hirn Probleme über eine Umwerthung aller sozialen Verhältnisse zu wälzen. Ab und zu hob er seinen braunen Kopf. Die gutmüthigen Augen blickten den Mond an. Und dann seufzte er lange und vernehmlich. — — —

Fünf Minuten darauf hielt man vor der Thür der Oberförsterei.

Behaglichkeit, Licht und ein angenehm prickelnder Duft aus der Küche empfangen auf dem Hausflur die Männer.

Frau Oberförster trat ihnen entgegen und begrüßte sie mit warmer Freundlichkeit, Herr Mohr war in seligster Verfassung. Er dienernte unaufhörlich vor der Hausfrau, lächelte über das ganze Gesicht und hielt dabei den Zeigefinger der Rechten steif aufgerecht ihr entgegen.

„Frau Oberförster . . . hihhi! Das Väben is doch scheen! Sehr scheen! Hihhi! . . . Unn auf Ihren Hund . . . den Wacker . . . da können Se stolz sein! Der kennt die sozialen Verhältnisse unn . . . unn weiß sich damit abzufinden. Gelle Wacker? Er streichelte den aufmerksam lauschenden Hund, dessen Kollegen man draußen untergebracht hatte.

„Meine Herren! Wenn ich bitten darf?“ sagte die Hausfrau und öffnete die Thür zur Wohnstube, wo unter der Hängelampe vor dem Sopha ein traulich gedeckter Abendtisch winkte.

„Hihhi! Sehr freindlich, sehr freindlich! Na, ich werde denn so frei sein!“

Und Herr Mohr stolperte voran in die Stube, während der Oberförster seinem Ehegemal einen bezeichnenden Blick zuwarf.

Drinnen ließ man sich gemüthlich im Scheine der Lampe nieder. Der Oberförster löste den Pfropfen einer Weinflasche und stellte sie auf den Tisch.

Gleich darauf trat die Hausfrau wieder ein. Sie warf noch einen prüfenden Blick über den Tisch. Dann sagte sie:

„Schenk' inzwischen ein, Robert, ich bringe sofort die Leber. Sie steht fertig auf der Anrichte.“

„Hihhi! Frau Oberförster! Wärrlich a scheener Tag, unn alles so harmonisch! Ach, liebe Freunde?“

In diesem Augenblick vernahm man draußen ein Poltern und Klirren, dann einen dumpfen Fall. Wüthendes Hundegebell setzte ein, das dann in der Ferne des Gartens verhallte.

Die Hausfrau war hinausgeeilt. Gleich darauf stieß sie einen Schrei aus und erschien wieder im Rahmen der Stubenthür. Zorn, Schrecken, Verlegenheit malten sich in ihrem Gesicht.

„Robert! . . . Du!“ stammelte sie. „Unerhörte Frechheit! Das Leberle ist fort. . . Nur der Wacker kann das gethan haben!“

Das war ein kalter Wasserstrahl auf die so fröhlichen Gemüther. Der Oberförster wüthete, seine Tischnachbarn suchten mit Humor und Scherzen ihn über die Enttäuschung hinwegzuhelfen. Herr Mohr aber lächelte. Diesmal ganz intensiv. Es war das Lächeln des Sieges! Endlich erhob er sich aus der Tiefe des Sophas, in das er sich hatte gleiten lassen.

„Hihhi! Mein lieber Freund und Oberförster! Der Wacker, das ist ein Racker! Was sagt' ich, was das gute Dier werth sei? Das Doppelte is es werth! Das Doppelte! So'n neinmal kluger Hund! Hihhi! Der kennt wärrlich die sozialen Verhältnisse . . . unn weiß sich in jede Sachlage zu schiden! Ne Prachtkerl!“

Und mit boshaftem Lächeln schlug er an sein Weinglas und verkündete:

„Das Leberl war von einem Reh,

Muthmaßlich fraß's der Hund!

Ach! Scheiden und Meiden dhut immer weh:

Na, bleiben mer hibsch gesund!“ — — —

In einer gesicherten Ecke des Gartens saß um dieselbe Zeit der treffliche Wacker. Er leckte sich nach allen Hunderegeln die Schnauze und guckte dann steif in den Mond, als wolle er dem erzählen, welche zufriedenstellende Lösung er den herrschenden sozialen Verhältnissen abgewonnen habe.

(Nachdruck verboten.)

Veilchenliebe.

Novellette von Anna Treichel.

Wenn Edmund davon träumte, wie es sein würde, wenn einst die Liebe in sein Leben käme, und sich's ausmalte, welcher Art sie sein möge und wie er geliebt sein wolle, so dachte er nicht an eine unruhige himmelanstürmende Leidenschaft, die das Herz auf ihren brandenden Wogen hin- und hertreibt, sondern an ein stilles, sanftes Liebesglück.

Es sollte ihn nicht anpacken mit plötzlicher, heftiger Wucht, nicht gewaltig lodern wie eine verheerende Feuerbrunst, — auf leisen Sohlen sollte es an ihn herantreten und eben und stetig brennen wie ein Altarlicht; es sollte sich an ihn schmiegeln weich und warm und ihn anschauen aus klaren, milden Veilchenaugen. Ja, eine Veilchenliebe sollte es sein, das war das richtige Wort für Edmunds Traum, — süß und frühlingssrisch, schlicht und voll holder Demuth wie die kleinen Veilchen im Grase. Nach einer solchen Liebe sehnte er sich, nur sie würde ihn dauernd beglücken können. Er suchte nach ihr in dem großen Garten des Lebens nun schon so manches Jahr, aber er hatte das Begehrte noch nicht gefunden, nirgends noch den süßen Hauch seiner Veilchenliebe gespürt. Ach, nahte sie doch bald, er war so einsam und sein Sehnen so groß.

Aber das Schicksal hat oft seltsame Launen und geht seine eigenen Wege. Es führte Edmund ein Weib entgegen, das so gar nicht dem Ideal glich, welches er in der Brust hegte, und es doch in kurzer Zeit auszulöschen vermochte, der beste Beweis seiner Macht. Thea von Bengis schaute ihn nicht an aus sanften Veilchenaugen, ihre dunklen Sterne lachten und lodten in feurigem Uebermuth; sie faßte nicht leise und lind nach seiner Hand, sie riß ihn

sich herrisch zu ihren Füßen nieder. Zuerst, als Edmund sie kennen lernte, mißfiel sie ihm fast; dann, als er merkte, wie er allmählich in ihren Bann gerieth, sträubte er sich dagegen. — ein ganz ander Bild hatte er sich ja im Herzen errichtet, eine Beilchenliebe wollte er haben, was sollte ihm die ruhelose Peinigerin Leidenschaft!

Sie fragte aber nicht nach seinem Wollen oder Nichtwollen, sie nahm ihn einfach hin. Er war besiegt und wünschte nichts als Theas Huld und Gnade. „Siehst Du, nun habe ich Dich doch bezwungen!“ triumphirte sie.

„Ja, ich bin Dein, Du Zauberin, ich liebe Dich über alles!“ Und doch war ein leiser Schmerz in seiner Seele, daß er der Ueberwundene war, daß sie triumphirte, statt ergriffen zu weinen. — Traurig glitt es ihm durch den Sinn: — „ach, Du mein schöner, blauer Traum von Beilchenliebe!“

Noch ganz berauscht von Theas Küssen schritt Edmund träumend dahin, bis plötzlich der Zuruf eines Bekannten ihn traf, der freundlich grüßend bei ihm stehen blieb.

„Guten Tag, woher denn der Fahrt?“

„So neugierig? Doch Sie sollen es wissen, ich war in der Feldstraße bei Frau von Bengis — ich —“ er wollte ihm sagen, daß er sie liebte und sie seine Gattin werden würde. Aber ehe er noch die rechten Worte für diese Mittheilung gefunden, hatte ihn der andere am Arm gefaßt und begann hastig auf ihn einzureden: „Hören Sie mal, Sie gehen da so oft hin in letzter Zeit, Freunden, nehmen Sie mir's nicht übel, aber da muß ich Sie doch etwas zur Vorsicht mahnen, — sind ja noch nicht lange hier in der Stadt und überdies so ein rechter Idealist, bleiben da am Ende hängen — die schöne Thea soll leichten Genres sein, man munkelt so allerlei, Herr von Bengis soll seine guten Gründe gehabt haben, sich von ihr scheiden zu lassen!“

Edmunds Gesicht ward starr, fahl und kalt. Drohend schaute er dem Sprecher in die Augen: „Können Sie mir klare Beweise geben für das, womit Sie jene Dame in dunklen Redewendungen zu verdächtigen suchen? — dann bitte — sonst —“

Der zuckte die Achseln und las mit Befremden und Bedauern in Edmunds Mienen die Lage der Dinge und daß seine Warnung schon zu spät käme. „Klare Beweise habe ich direkt nicht — aber wo derartige Gerüchte über eine Dame überhaupt im Umlauf sind, ist es doch wohl gerechtfertigt, zur Vorsicht zu ermahnen und den Rath zu geben, lieber erst zu prüfen, ehe man sich engagirt. Seien Sie vernünftig, ich meinte es gut!“

„Gut?“ höhnte Edmund, aufs Tiefste getroffen, aufs Höchste gereizt, daß man die Frau mit Schmutz bewarf, aus deren Armen er soeben kam, — „Sie sind ja ein ganz gemeiner Schwäher, ein Wahrheitschänder ersten Ranges!“

„Sie werden diese Worte zurücknehmen, — ich sehe, Sie sind sehr erregt und ich will das berücksichtigen!“

„Ich bedarf Ihrer Rücksicht nicht und wiederhole nur meine Worte: Sie sind ein ganz gemeiner Schwäher!“

„Herr — dafür werden Sie mir Genugthuung geben!“

„Sie kommen darin nur meinem eigenen Verlangen entgegen!“

Das unerquickliche Wortgespräch war beendet, — es folgte daraus natürlich ein wirklicher Zweikampf, da eine Versöhnung der Parteien nicht zustande kam.

Es war ein klarer köstlicher Morgen, an dem die beiden ihre Waffen gegeneinander erhoben. Die Schüsse krachten . . . und Edmund war es, der schwer verwundet niedersank auf den rasigen Grund, dessen schimmerndes Grün sein Blick noch vor wenigen Minuten geliebt hatte. Man schaffte ihn heim, lange war sein Leben in Gefahr, lange stand der Tod erwartungsvoll an seinem Bette, ehe er endlich zögernd von hinnen wich.

Thea hatte gemäß Edmunds vorsorgender Anordnung die Nachricht von seiner Verwundung durch den behandelnden Arzt erfahren, der ihre Anfrage auch sofort dahin beantwortete, daß der Patient vorläufig absolute Ruhe brauche und durchaus keine Besuche annehmen dürfe; eine Krankenschwester warte und pflege ihn aufs Vortrefflichste, sein Zustand sei gefährlich, doch nicht hoffnungslos. Als das Fieber vorüber war und es ihm besser ging, sandte Thea ihm Blumen und kleine Leckerbissen nebst ein paar bedauernden Zeilen und guten Wünschen; dann besuchte sie selber ihn. Man merkte es ihr jedoch an, wie sie sich unbehaglich fühlte in der Krankenstube; sie wußte sich nicht recht zu benehmen dem blaffen siechen Manne gegenüber, sie liebte ihn auch nicht und tröstete ihn nicht in liebendem Erbarmen, sie legte nur leicht ihre Hand auf die seine und machte einige oberflächliche Phrasen. „Was stellen Sie auch für Sachen an, lieber Freund, aber nun seien Sie auch hübsch brav und werden bald wieder gesund, ich will's von Herzen wünschen!“

Edmund seufzte enttäuscht und schloß matt die Augen. Aber gewiß beherrschte Thea sich nur, um ihn nicht aufzuregen und Schwester Marthas Anwesenheit genirte sie wohl auch.

Thea wiederholte allerdings ihre Visiten, aber nur selten und flüchtig, sie schienen ihr nicht recht angenehm zu sein. Sie sagte ihm auch, sie verstehe so wenig von dem Umgangston an einem Krankenbette und fürchte immer, eher zu schaden, als zu nützen, sie wisse ihn ja auch bei Schwester Martha in bester Obhut. Im Grunde langweilte sie „diese ganze Geschichte“ bereits recht sehr und ihr flatterhafter Sinn gaukelte schon wieder einer anderen Abwechslung zu. Sie liebte das frische pulsirende Leben, dieser arme Kranke hier bot ihr nichts mehr, — er hatte ja auch nicht einmal ihr Herz besessen, nur aus Laune, um ihre Macht zu prüfen, hatte sie ihn an sich gezogen.

Endlich durfte Edmund wieder aufstehen. Es ging ihm gut, die Wunde war ausgezeichnet verheilt, jetzt hieß es nur, neue Kräfte sammeln. Gestern war er schon ein Stündchen im Garten auf- und abgegangen, heute war ihm sogar eine längere Spazierfahrt erlaubt. Ordentlich stolz bestieg er den Wagen. Es fuhr sich prächtig bei dem herrlichen Wetter, frohes Genesungsgefühl durchdrang ihn, er schaute sich umher mit regem Eifer, alles dünkte ihm neu und interessant. Bei der Rückkehr aus dem Stadtpark nahm der Kutscher den Weg durch die Feldstraße. Dort lag ja das Haus, in dem Thea wohnte! Heiße Sehnsucht wallte plötzlich in Edmund auf, als er zu ihren Fenstern hinauffah — dort war sie — wenn er halten ließ, hinaufging, sie überraschte?

„Ja, ja!“ rief sein Herz. Die paar Treppen würde er schon überwinden und Freude kann schließlich keinem Menschen etwas schaden. Wie Thea froh erstaunt sein würde, das ahnte sie sicherlich nicht! Mit dem Kranken hatte sie nichts Rechtes anzufangen gewußt — er konnte ihr das eigentlich auch weiter nicht verdenken — aber dem Genesenen, dem würde sie jubelnd und liebesbereit die Arme öffnen. Er machte seine Idee zur That. Der Wagen hielt, und langsam stieg er in den ersten Stock empor. Er fand die Korridorhür offen und nur leicht angelehnt, jedenfalls war das Mädchen zu einer kurzen Besorgung im Keller oder auf dem Boden, — es war ja sehr leichtsinnig von ihr, die Thür nicht fest zu schließen, aber heute kam es Edmund ganz gelegen, er sparte das Anschellen und konnte Thea umso gelungener überraschen. Hoffentlich befand sie sich überhaupt daheim. Leise schlich er hinein, öffnete behutsam die Thür zum Wohnzimmer und schritt über den weichen Teppich nach dem daranstoßenden kleinen Salon. Auf der Schwelle stockte sein Fuß, heftig zuckte er zusammen; dann war es, als versteinere plötzlich der ganze Mann, als habe ihn der Schlag einer bösen Zauberrute getroffen, die ihn banne und verwünsche. Dort auf dem erdbeerfarbenen Atlasdivan — was sah er? — Da saß Thea neben einem stattlichen tiefbrünetten Mann — Edmund erkannte ihn, es war Fritz Vertrieh, der Opernsänger — sie hielten

sich gerade fest umschlungen und Mund ruhte auf Mund. Dazwischen klang mit einemmale das Aufstöhnen eines von neuem schwer Verwundeten — Thea schrie gellend auf und starrte in wahnsinnigem Entsetzen nach der Thür — es war auch etwas viel, selbst für feste Nerven — der Anblick jenes so jäh austauchenden Leichenhaften scharf gekanteten Antlitzes dort —

Wortlos taumelte Edmund hinaus, das bittere Lächeln der Erkenntniß um die zusammengepreßten Lippen. — Was war er doch für ein Narr gewesen!

Als Edmund überlegte, wohin er nun zur Nachtur gehen sollte, um sich völlig zu erholen und zu kräftigen, wurde es ihm schwer, eine passende Wahl zu treffen. Er wollte nicht in die lauten Modebäder, wollte nichts sehen und hören von der ihm zum Ekel gewordenen Welt, — Ruhe und Frieden wollte er haben, ein einfaches Plätzchen in lieblicher, urwüchsiger Natur und dort den häßlichen Traum vergessen, der ihn genarrt hatte. Oft noch stieg der Gedanke an das Geschehene in ihm auf, quälend und beschämend, und ließ ihn wieder aufs neue grübeln und grollen; aber er schüttelte ihn doch immer bald muthig und männlich ab, — er war fertig damit. Die Sache lohnte es ja auch wirklich nicht, abgethan, fort mit Stumpf und Stiel, — wie ihm diese Thorheit überhaupt hatte passiren können, er begriff es jetzt selber kaum! Lange genug hatte er durch sie gelitten, jetzt aber wollte er dies Unkraut auch energisch aus seiner Seele jäten. —

Da fiel ihm endlich ein Haus ein, still und weltentlegen und im Grünen, das Haus des Oberförsters Marwitz in den Waldungen der prinzlichen Herrschaft Gutstein-Bingen. Man nahm dort gern ein paar Sommerfrischler und ozonbedürftige Bläßgesichter in Pension, Edmund hatte vor fünf Jahren einen dort weilenden Freund besucht, daher wußte er's. Ja, das war das Richtige für ihn. Ungesäumt fragte er an, ob man Platz für ihn habe und ungesäumt schrieb der Oberförster die Antwort. Freilich, er möge nur kommen und bei ihnen gesunden, man besänne sich noch sehr wohl auf ihn, in der Waldeinsamkeit hielten die Menschen lange und zähe fest an der Erinnerung; und das Elschen lasse ihn auch schön grüßen, sie bedauere nur, daß die Bachbergißmeinnicht schon abgeblüht seien, die er damals so gern gehabt, es gäbe keinen Willkommenstrauß mehr davon.

Das Elschen, — richtig, das war Elfriede, des Oberförsters Tochter, jetzt aber natürlich „Fräulein“ Elschen, denn sie war damals 14 Jahre alt gewesen. Ein liebes sanftes Ding, er hatte sich gern mit ihr unterhalten und geneckt und an ihrer Aufmerksamkeit und Klugheit Freude gehabt, — und wie rührend anhänglich sie dafür war, sie hatte sogar Thränen vergossen, als er abreiste. Und daß er die Bachbergißmeinnicht so gut leiden mochte, das wußte sie heute noch, allerdings, man hatte ein treues Gedächtniß in Gutstein, — und es berührte ihn wohlthuend, dieses Gedenken.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ Die großen braunen Hände des jovialen Oberförsters streckten sich Edmund entgegen; dann nahm ihn die Frau Oberförster in Empfang und streifte mit leidigen Blickes sein schmales Gesicht; und dort — hinter ihr — dieses holde junge Mädchen — war das Elschen? Seelenvolle blaue Augen lächelten ihn an und eine süße leise Stimme sprach: „Ich hätte Sie doch überall sofort wieder erkannt, Sie haben sich nur wenig verändert!“ Ja, das mußte schon das Elschen sein. „Da kann ich mich nun aber wirklich garnicht revanchiren, ich hätte Sie nicht wiedererkannt, Fräulein Marwitz!“ Und sein Auge sagte dazu: „Wie bist Du groß und schön geworden, Mädchen!“ so daß sie warm erröthete.

„Ja, aus Kindern werden Leute!“ sagte die Mutter, „Daran merkt man, daß man selber alt wird!“

„Nein, nein, Sie, Frau Oberförster, mit all Ihrem schönen schwarzen Haar —!“

„Sie Schmeichler — dafür sollen Sie auch Ihr Leibgericht zum Abendessen haben — Schinken in Sahnesauce!“ scherzte sie.

Auch das wußten die guten treuen Menschen hier noch, — Edmund ward es weich und warm im Herzen, — ja, hier in Gutstein war Gutstein — hier würde er den Frieden finden! —

Die Wochen verstrichen und wie sie sich rundeten, so rundeten sich auch Edmunds Wangen und wurden wieder roth und frisch.

Ab und an gedachte er noch der Vergangenheit und der treulosen Thea, doch immer seltener kam ihm dieser Gedanke, immer mehr verblaßte das Bild der Gewesenen.

Das Schicksal geht seine eigenen Wege, — wunderbar verflochten sind sie oft und niemand kann an ihrem Anfang sagen, wohin sie führen —, manches liebe mal irrt der Wanderer lange hülflos und voller Pein umher und verzagt fast daran, daß er noch einmal das Ziel erreiche, — und dann plötzlich liegt es vor ihm, das heiß ersehnte Wunderland, und wonnetrunken schaut sein Auge auf all die blühende, schimmernde Herrlichkeit. Wie schön, o wie zauber schön! So auch bei Edmund, — hoffnungsreich war er ausgezogen, dann in die Irre gegangen, — und als er nun garnicht mehr glaubte, noch zu seinem Ziel zu gelangen, da lenkten sich seine Schritte ihm bereits zu, da hatten gerade die Umwege dazu gedient, ihn demselben zuzuführen. Das Ziel, — es war die Weidenliebe, die er sich erträumte! Er hatte sie gesucht in dem großen Garten des Lebens so manches Jahr, und jetzt endlich fand er das Plätzchen, worauf sie ihm blühte, jetzt endlich drang ihr süßer Duft zu ihm empor und füllte seine Seele mit einem unendlich wohligen Frieden. Elschen, — sie war es, die Edmunds Herz zu neuem Leben, neuer Liebe erweckte! Zuerst, als er sie wiedergesehen, da war er voller Bewunderung gewesen, wie groß und schön sie geworden war; dann in den nächsten Tagen prüfte er ihr Antlitz auf seinen Gehalt hin und fand, daß diese offenen, warmen Augen nicht lügen, dieser feingezeichnete Mund nichts Schlechtes sprechen, hinter dieser hohen klaren Stirn kein niedriger Gedanke wohnen konnte. So gab sie ihm als erstes Geschenk den Glauben wieder, den Glauben an Frauenreinheit, an Ehrlichkeit und aufrichtiges Empfinden.

Als er weiter sie walten sah im Hause, stets freundlich, stets sanft und willig, als er mit ihr plauderte und musizierte und sie auf gemeinsamen Spaziergängen in den Wald immer besser kennen lernte, da dünkte ihm das Leben plötzlich wieder schön und lebenswerth und sein von neuem Frohsinn durchpalstes Herz wandte sich sehnsuchtsvoll und verlangend dem holden Elschen zu. Es war ja so begreiflich, dieses Gefühl, — niemals ist ein Herz empfänglicher und empfindungsfähiger, als wenn es just einen Traum begraben hat und nun noch zittert und schwingt und nach einem anderen die Arme ausstreckt, nun doppelt nach Glück und Sonne dürstend.

Eine neue Liebe — Edmund hauchte es an wie Himmelsfrieden! — Und dieses mal die echte, die wahre, — sie packte ihn nicht mit heftiger Wucht, loderte nicht wie eine verheerende Feuerbrunst, sie nahte sich ihm auf leisen Sohlen, schlich sich unbemerkt in sein Herzenskammerlein, und brannte nun dort, eben und stetig wie ein geheiligtes Altarlicht.

O, diese wunder-, wundervollen Tage, dieses Sprießen und Wachsen und Werden in der Seele da drinnen! Edmund ging umher wie auf lauter Frühlingsblumen, ein genesener, ein glücklicher Mann. — — — — —

Edmund war im oberförsterlichen Garten herumspaziert und hatte sich nun auf eine der kleinen grügestrichenen Bänke gesetzt, um zu ruhen und zu träumen. Aus seiner Rocktasche holte er einen prächtigen Apfel hervor, den Elschen ihm erst gegeben hatte, und fing an, ihn zu verzehren. Er schmeckte gut und saftig, es war auch der schönste gewesen aus Elschens ganzem Körbchen. Wie sie aufmerksam sorgte für sein Wohl, stets an seine Behaglichkeit dachte und sich selber immer zurückstellte in ihrer schlichten Güte, — das liebe, liebe Mädchen, das süße Elschen!

Plötzlich fiel sein Blick auf ein rothes Etwas, das dicht neben dem Bänken aus dem Grase hervorleuchtete. Er hob es auf und

es erwies sich als ein niedliches in rothes Leder gebundenes Buch, wohl für Notizen oder sonstige Eintragungen bestimmt. Ganz mechanisch öffnete er es und wie von selber schlugen die Blätter um bis dorthin, wo mit Bleistift die letzten Worte niedergeschrieben waren. Und ehe er sich noch seiner Indiskretion so recht bewußt ward, hatte Edmund bereits gelesen, was dort stand — sein eigener Name war es und dahinter — — — — —

„Edmund, wie dieser Name sich in meine Seele eingegraben hat, so tief und unauslöschlich! Ich liebe, ja, ich liebe ihn! Schon damals, ein halbes Kind noch, hatte ich ihn gern, der so freundlich und verständnißvoll zu mir war, und habe sein nicht vergessen in den fünf langen Jahren, die dazwischen liegen, — ach, er war mir fern, weltfern und ich wußte nicht einmal, ob ich ihn je wiedersehen würde. Und doch hielt ich ihn fest in meinen Gedanken. Jedes Jahr, wenn die Bachbergglocken nicht blühten, die er so gut leiden konnte, und mich anschauten mit blauen Erinnerungsaugen, hab' ich närrisches Ding das Weinen gekriegt vor lauter unbestimmter Sehnsucht! Und plötzlich war er wieder da, ganz der Alte noch und doch so blaß, der Arme — krank ist er gewesen, ja, ja, aber es muß doch noch ein anderes Leid in ihm gewesen sein, ich fühlte es gleich — in seinen Augen stand ein Schatten. O, könnte ich ihm alles, alles abnehmen, lasset mich doch für ihn leiden, Ihr Götter — in ihm soll nur Helle und Sonne sein! Meine Liebe ist wie Veilchen, ganz sanft und voller Demuth, — sie ist gewachsen und gewachsen mit jedem Tage — jetzt lebt nur er in all meinen Gedanken“

Edmunds Hand, die das Büchlein hielt, bebte — es kam aus seinem Herzen dieses Beben, — das Glück rührte ja daran! Die Worte, die er dort las, in Elfschens Handschrift, diese traumhaft schönen innigen Worte, welche wie ein Gedicht klangen, galten ihm, wirklich ihm? Ja, denn sein Name leitete sie ein, da war kein Zweifel möglich. Ein Schauer des Entzückens überrieselte ihn, — er hatte ja an Elfschens Gegenneigung geglaubt in freudiger Zuberficht, aber daß er so geliebt ward, das hatte er nicht geahnt! „Meine Liebe ist wie Veilchen, ganz sanft und voller Demuth!“ flüsterten seine Lippen ihr Geständniß nach — fast kam ihm ein Fürchten vor diesem seltenen Wunder ihrer Uebereinstimmung, — das war ja sein Traum in Elfschens Worten — nun ein erfüllter Traum! — Und da — hervor aus den hohen Buchsbaumhecken, welche den zu diesem Bänkchen führenden Gang einsäumten, trat mit einemmale — Elfschen. Sie stieß einen Schrei aus, als sie Edmund so unerwartet wahrte, und blieb dann regungslos stehen wie von einem tödtlichen Pfeil getroffen, den Blick starr auf das rothe Buch in seiner Hand gerichtet.

Ihr Buch, das sie seit gestern vermißte, nach dem sie gesucht und gesucht hatte, voll Sorge und Angst, er hielt es jetzt in Händen — er hatte gelesen!

„Mein Gott, mein Gott!“ kam es über ihre Lippen, ihre Wangen glühten wie im Fieber auf und in ihre Augen stiegen heiße Thränen namenloser Dual und Scham.

Auch Edmund verharrte einen Moment in lähmender Ueberaschung. Dann that sein Herz einen mächtigen Schlag, er sprang empor und eilte auf sie zu, die nun fassungslos fliehen wollte, als heße sie die Hölle. Edmund aber ergriff ihre Hände, fest und dringlich, und zog sie mit sich auf das Bänkchen.

„Elfschen, schäme Dich nicht, ich liebe Dich ja, wir gehören zusammen, da bleibt sich's gleich, nicht wahr, ob ich nun schon heute aus Zufall oder ein andermal auf Deinen Wunsch hin lese, was Du hier geschrieben, — mein Elfschen — meine Braut!“

Da wurden ihre verzweifelten Augen allmählich wieder voll stillen Friedens, sie schmiegte sich eng an ihn hin und weinte dann leise, vom Glück ergriffen.

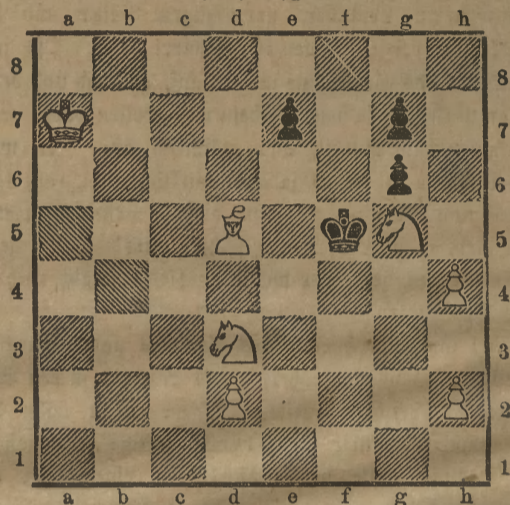
Nun hielt Edmund sie im Arm, die exträumte Veilchenliebe, und fühlte, daß sie ihn für immer beglücken würde.

Räthsel.

Bilderräthsel.



Schachaufgabe.



Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.)

(7+4)

Auflösung des Bilderräthfels.

Spartanische Erziehung.

Auflösung des Gleichklang-Räthfels.

Ring.

Auflösung des Kreuzräthfels.

U F A
R E U
U L M
F R I E D R I C H
F E L D W E B E L
S C H W E S T E R
A B T
N E Y
A L T

Auflösung des Füllräthfels.

Emu, Jan, Tag, Uhu, Arm, Gnu, Sid. — England.

Auflösung des Tauschräthfels.

Karte, Eier, Wald, Welle, Sprudel, Haus, Rote, Nadel, Telephon.

Auflösung der Stataufgabe.

Kartenvertheilung.
B. a7, 8; 10; b8, 9; c7, 9, B; d7, 9.
M. a9, B, D, K; b7, 10, D, K; cA; dK.
S. aA; bB, A; c8, 10, D, K; d8, 10, D.
Stat: dB, dA.

Spiel:

1. B. a7, aB, aA. 2. S. c8, c7, cA.
3. M. a9, bA, a8. 4. M. aD, bB, a8.
5. M. b7

Richtige Lösungen gingen ein von: Georg und Käthe Schlieker, Willi u. Friedrich Voeltz, Otto u. Arthur Zuz, Franz Laufer, Erich Hartwig, Erna Kockwig, Hans Rühl, Bromberg, Erna Ringhard, Schlave i. Bm. Otto Groffe, F. Vock, Drimanowsky, Max Suligowski, Nadolski, Emil Kircher, Felix Sporny, Paul Thimm, Otto Domke, Franz Kossin, Bruno Sawallich, Willi Modrow, Hans Kirchner, Otto Walter, Bromberg, Anna Frendrich, Schlenzenau.